

INKLUSION IN DER JUGENDARBEIT

KOOPERATION IM SOZIALRAUM – WAS KÖNNEN/SOLLTEN WIR ZUM
GESAMTGESELLSCHAFTLICHEN PARADIGMENWECHSEL BEITRAGEN?

2 WORUM GEHT'S?

- Verständnis von Inklusion
- Handlungsaufforderung für alle Einrichtungen und Dienste
- Bearbeitungsperspektiven nach innen und außen

3 VERSTÄNDNIS VON INKLUSION

Weites Verständnis von Inklusion:

- Vielfalt als Wert anerkennen
- Echte Teilhabe **aller** Menschen
- Gegen Diskriminierung und Ausgrenzung
- Abbau von Barrieren und Ausgrenzungsphänomenen
- Leitprinzip „Inklusion“ wirkt nach **innen** und nach **außen!**

→ **Soziale Inklusion aller Menschen**

→ **ABER: nicht alles ist inklusiv → (lat.) inclusio**



4

**„Sei Du so, wie ich bin und ich
lass Dich so sein, wie du bist!“**



5 VERSTÄNDNIS VON INKLUSION

umfasst alle Formen gesellschaftlicher Benachteiligung – bedingt durch:

- Migration, Interkulturalität (Flüchtlingsthematik)
- Gendermainstreaming, Sexualität
- Behinderungen, psychische Erkrankungen
- Sozioökonomische Benachteiligungen
- Ethnie, Religion, Alter ...

6

**„Es ist doch völlig egal, welche Hautfarbe
jemand hat**

– ob nun braun, schwarz oder NORMAL...“

7 GELUNGENE INKLUSION???

- Anzahl Schüler mit besonderem Förderbedarf ↗
- Seit der Verpflichtung zum gemeinsamen Unterricht: **10% mehr Schüler mit besonderem Förderbedarf bis zur zehnten Klasse festgestellt** (Anteil von 6,0 auf 6,6%)
- Davon ca. 28% auf regulärer Schule
- **Anteil der Kinder in Sonderschulen bleibt gleich**
- Chancen: 73 % der Schüler verlassen Sonderschule ohne einen Hauptschulabschluss

(Klemm, 2013)

→ Blick auf andere Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit: Gefahr der Restemenge

8

NACHHALTIGE ENTWICKLUNG...



9 GEFAHREN...

- Stereotype schon in der Frühkindlichen Bildung
 - *Vom Mobile bis zur Geschichte vom kleinen Mohr...*
- Kevin als Diagnose
 - *Wer spielt denn da mit meinem Kind?...*
 - *Kevin war's...*
- Zuschreibung durch kulturellen Hintergrund
 - *Weihnachten in Europa...*
- Reflexion in der Situation?
 - *Toll gemacht?!?!? (Leistungs- vs. Kompetenzorientierung)*

10 WEITERES BEISPIEL - ANFORDERUNGEN

Eine Mutter antwortet auf die Frage der Lehrerin, was sie für ihr Kind an der neuen Schule erwarte:

„Ich erwarte, dass Melanie endlich ordentlich rechnen und schreiben lernt. Wichtig ist mir auch die Sprachenvielfalt und Musikalität.“

Von Ihnen erwarte ich, dass sie alles dafür tun, dass sie die Dinge aufholt, die sie bis jetzt noch nicht gelernt hat und den Anschluss zur Spitzengruppe erhält!

Melanie sollen später alle Möglichkeiten offen stehen.“



II PROBLEMDARSTELLUNG

- Dörner:
 - „exklusive Beziehungen“ mit Professionellen
 - nur Bürger können andere Bürger integrieren
 - d.h. als Profi mehr Zeit für die „nicht betroffenen Bürger“
 - Dabei bleibt der Blick bei den Bedürfnissen des Individuums
- Perspektivwechsel Inklusion: Wer ist nicht da?
- Erfassung der Identitätsmerkmale
- Hilfestellung: Sozialraumkonzept

I2 SOZIALRAUMKONZEPT

- Nicht Integration sondern Inklusion durch:
 1. Orientierung am Willen der Menschen (Schonraum)
 2. Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe (Garten der Stille)
 3. Ressourcenorientierung (Individuum und Raum)
 4. zielgruppen- und bereichsübergreifende Arbeitsweise (Perspektivwechsel)
 5. Kooperation und Koordination der sozialen Dienste (echte Kooperation und Verantwortung)

13 UND IN DER PRAXIS

- Wie oft sehen Sie Menschen mit Behinderungen im öffentlichen Verkehr?
 - Mobilitätsdienste
- Wo sind die barrierefreien Eingänge in Konzerthallen/ Wo adäquate Kinopläetze?
 - Kontakt im Sozialraum (Schulhof und Freizeit)
 - Dörner → Bürger*innen integrieren... dafür sensibilisieren („Richtige“ Schule)
- Wie heterogen sind die professionellen Teams aufgestellt?



14 WAS KANN GETAN WERDEN?

- Gemeinsames Verständnis „erarbeiten“, Gemeinsame Räume
- Multiprofessionalität und differenzierte Netzwerke (unter Beteiligung der Zielgruppen)
 - quadrologische Netzwerke (Erfahrene, Profis und Angehörige, Bürger*innen/wesentlich Beteiligte)
- Inklusionskoordination (durch Kooperationen)
- Beteiligungskonzepte (Willensorientierung)
- Befähigung von Kindern und Jugendlichen
- Wie erreichen wir die, die „Nichts mit dem Thema zu tun haben“?
 - **EIN GEMEINSAMES ZIEL** ohne kommunikative Zugangsbarriere

15 KOOPERATION UND VERNETZUNG

- **Zentrales Gestaltungsprinzip gelingender Kooperation: partnerschaftliche Partizipation aller Beteiligten**
 - Transparenz der handlungsfeldbezogenen Arbeitsansätze, der fachlichen Möglichkeiten aber auch Grenzen des Handelns,
 - Bereitschaft zur Kooperation (einschließlich zur Durchführung gemeinsamer Projekte zur gemeinsamen Nutzung der personellen, sächlichen und räumlichen Ressourcen),
 - Anerkennung von Expertenstatus aller Beteiligten, gegenseitiges Vertrauen, Kollegialität,
 - fachlichen Austausch,
 - verbindliche Kooperationsvereinbarungen zur Institutionalisierung von Zusammenarbeit (einschließlich personeller Kontinuität, Zeit und Raum),
 - Zielvereinbarungen (z. B. mit Abstimmung zu konzeptionellen Fragen, Dokumentationsinstrumente) und
 - Sicherstellung der notwendigen Ressourcen bei den Kooperationspartnern und beim Jugendamt (vor allem Personal und Zeitbudget).
- Zur Planung und Entwicklung aufeinander abgestimmter differenzierter Hilfen und Projekte unter Berücksichtigung konkreter Bedingungen und Ressourcen des Sozialraums dienen sozialräumliche Netzwerke.

16 TO-DO...

- **Interdisziplinarität und Perspektivwechsel** muss zur Regel werden
- Netzwerkarbeit (Inklusionsbeauftragte) insbesondere im Fokus von Übergängen
- Beim Schwierigsten anfangen!
- Nicht Best-Practise-Ergebnisse, sondern das **WIE** ist entscheidend!

17 WAS HAT INKLUSION MIT UNS ZU TUN?

„Das haben wir schon immer so gemacht!“

„Was sollen wir jetzt noch alles machen!“



18 WIE DEFINIERT SICH „INKLUSIV“?

„Inklusive Veränderungsprozesse können besonders kreativ und musterbildend sein, wenn sie tatsächlich **partizipativ** gestaltet werden.“

(Kommunaler Index für Inklusion)

19 DAS HEIßT...

- beschreiben, WIE Prozesse inklusiv gestaltet werden können und was aus unserer Sicht förderlich/hinderlich ist
- Projektvorhaben dürfen sich nicht darauf beschränken, Inklusion durch die Maßnahmen konsekutiv zu erreichen, sondern unsere eingesetzten Methoden und Maßnahmen müssen konsequent in Hinblick auf ihre inklusiven Merkmale hinterfragt werden
- **Problemanalyse** → Ziele → Projekte → Maßnahmen → Evaluation

input

output

outcome

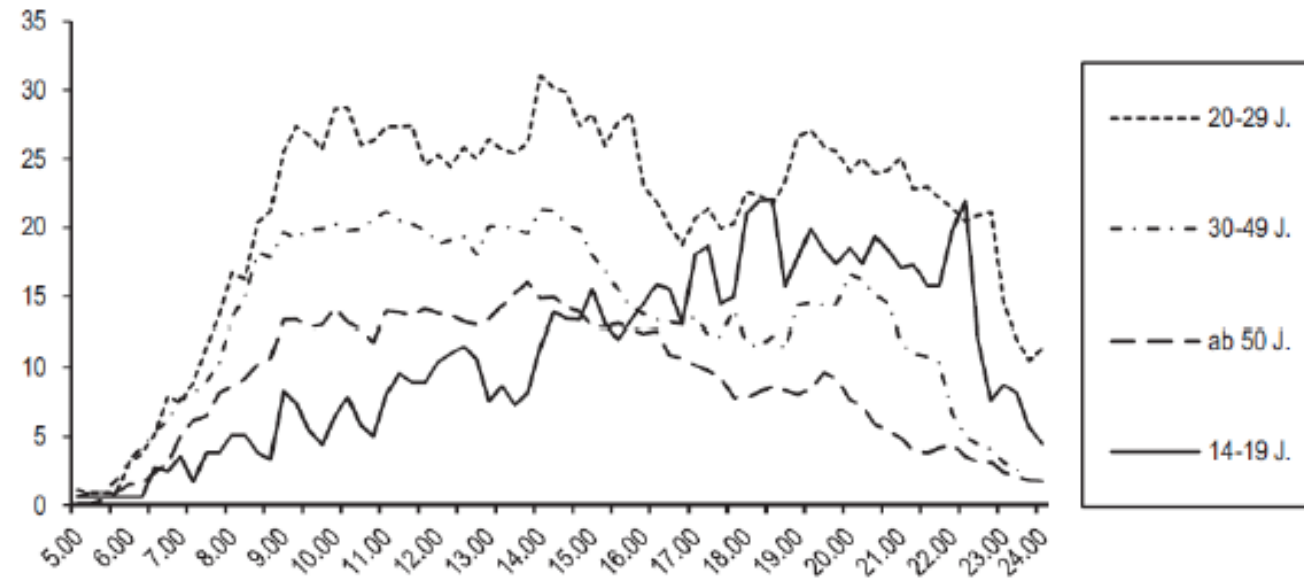
impact

20 NEUE MEDIEN NICHT OHNE KONSEQUENZEN (TEIL DER PROBLEMANALYSE)

- Zahl der Internetnutzer in den letzten Jahren deutlich angestiegen, die User verbringen aber nur unwesentlich mehr Zeit im Netz
- zwischenmenschliche Kontakte und funktionale Kommunikation (auch des nahen sozialen Umfelds) haben sich ins Internet verlagert
- keine 'soziale Verarmung': Vielnutzer haben viele 'Onlinefreunde' und 'Offlinefreunde', neue Chancen für 'reale' Begegnungen mit anderen
- Zunahme spontaner Kommunikation und persönlicher Selbstdarstellungen sowie Preisgabe persönlicher Daten und Gedanken/Gefühle
- gegenwärtige Tendenz zur stärken 'Privatisierung' von Informationen

21

Abb. 5 Internetnutzung im Tagesverlauf gestern 2012
nach Altersgruppen, in %



Basis: Deutschsprachige Onlinenutzer ab 14 Jahren in Deutschland (n=1 366).
Teilgruppen: 14-19 Jahre (n=132), 20-29 Jahre (n=249), 30-49 Jahre (n=556), ab 50 Jahre (n=430).

Quelle: ARD/ZDF-Onlinestudie 2012.

22 ZEIT...

Die Integrationsdebatte hat über dreißig Jahre in Anspruch genommen – und ist nach wie vor im Prozess.

Inklusion braucht Zeit! **Es steht ein gesamtgesellschaftlicher Paradigmenwechsel an!**



23

Ein der Anziehungskraft unterliegendes liquides Kontinuum bildet in Sedimenten und Magmatiten konkave Vertiefungen.

Lösung: Steter Tropfen höhlt den Stein.



24 KONTAKT

Prof. Dr. Michael Komorek

- Professur für Inklusion an der Evangelischen Hochschule Berlin
 - Inklusionsforschung, Partizipative Forschung und Evaluation
- Projektleitung Inklusion als Handlungsmaxime der OE beim AWO Bundesverband
- Organisationsentwicklung, Unternehmensberatung und Prozessbegleitung Inklusion im Auftrag der Montag Stiftung

komorek@eh-berlin.de

25

In meiner psycho-physischen Konstitution manifestiert sich eine absolute Dominanz positiver Effekte auf eine labile existente Individualität deiner Person.

Lösung: Ich liebe dich!



26

**VIELEN DANK FÜR DAS
AUFMERKSAME ZUHÖREN!**



Handout

Inklusion in der Kinder und Jugendarbeit

Einführung und Gelingenskriterien

Hannes Roever, Leitung Indiwi

Über die Einrichtung:

- Offene Kinder- und Jugendarbeit nach AG KJHG
- Förderung durch das Land Berlin, Einstufung als modellhafte Einrichtung
- Schwerpunkt offene Kinder- und Jugendarbeit, Inklusive Reisen, Projektarbeit
- gelegen im Sozialraum I des Bezirks Friedrichshain/Kreuzberg
- mehrfach ausgezeichnet (JFSB, Hüppe, Phineo, Impact Challenge)
- Alter der Besucher_innen: 6-17 Jahre // die meisten sind zwischen 9 und 11
- 70% der Besucher_innen kommen aus dem direkten Umfeld
- die Gruppen sind sehr heterogen // jedoch wenig Steuerung
- Es gibt keine Teilnahmebeschränkung // Voraussetzungen
- Öffnungszeiten Montag-Samstag // 15-19 Uhr
- Gründungsjahr 1993
- Innovation und Inklusion als Leitbild

Inklusion

Aus Sicht des Indiwi wird es für sinnvoll erachtet beim Fokus auf Inklusion als Leitbild drei Ausprägungen zu berücksichtigen:

- a. Inklusion ist klar vom Integrationsbegriff abzugrenzen und nicht einfach nur eine neue Bezeichnung. **Integration** bedeutet die Einbeziehung einer Gruppe, die aufgrund eines bestimmten Merkmals als anders oder besonders definiert wird. Welches Merkmal dies ist und wie sich die Zuschreibung des Besonderen für diese Gruppe auswirkt, bestimmt in aller Regel die Mehrheitsgesellschaft durch eine Definition dessen, was „normal“ ist. **Inklusion** hingegen bedeutet, dass alle Menschen aufgrund der Vielfalt ihrer Merkmale jede_r als Individuum zu betrachten sind. Wie stark dabei ein bestimmtes Merkmal, z.B. die sexuelle Orientierung oder eine Behinderung, den Menschen prägt und inwieweit er sich selbst primär über dieses Merkmal definiert, bestimmt er/sie selbst. Gut zu verdeutlichen ist dies an der Änderung der Sprachkonvention von „Behinderter“ zu „Mensch mit Behinderung“. Im ersten Fall ist das Merkmal Behinderung das einzige, welches den Menschen definiert. Im zweiten Fall ist es ein Mensch mit dem Merkmal Behinderung – er ist aber nicht ausschließlich über oder durch seine Behinderung definiert. Streng genommen müsste es noch heißen „Mensch, der nicht mehr so gut

sehen kann, mit braunen Haaren, einer sehr tiefen Stimme, großem Fachwissen zu Schmetterlingen usw. usf. Da dies nicht alltagstauglich ist, konzentriert man sich in dem Fall auf das Merkmal, welches in der Situation von Belang ist, z.B. weil es darum geht, ermäßigten Eintritt ins Museum zu bekommen. Wenn es hingegen in der Situation unerheblich ist, ob ein Mensch eine Behinderung hat oder nicht, sollte dies auch nicht explizit erwähnt werden. Das kann der betreffende Mensch schon selbst tun, wenn er es für richtig erachtet.

- b.** Ausgehend von der originären Funktion von Jugendarbeit, allen Zielgruppen einen Ort zu bieten, macht es Sinn den Inklusionsbegriff nicht auf das Merkmal Behinderung zu verkürzen. Im Indiwi verstehen wir Inklusion als weiten Begriff, als Gesellschaftsideal, welches anstrebt, dass in Zukunft alle gleichermaßen teilhaben können. Dies ist nicht zu verwechseln mit dem Ansatz, dass alle Menschen gleich behandelt werden müssen. Dies wäre der Gegensatz vom Anfangsgedanken, dass jede_r Mensch anders ist. Die Forderung eines inklusiven Gesellschaftsmodells ist es jedoch, allen Menschen die gleichen (Start)chancen zu ermöglichen und nicht durch strukturelle und institutionelle Segregierung von vorneherein diese Chancen ungleich zu verteilen.
- c.** Inklusion in der Jugendarbeit kann nur funktionieren, wenn sie **pragmatisch** umgesetzt wird. Eine ideologische Aufladung des Begriffs mit absoluten Forderungen kann in bestimmten Fällen Sinn machen – beispielsweise, wenn Inklusion als politische Forderung im Raum steht. In Praxissettings ist es hingegen so, dass immer Ressourcen fehlen. Wir müssen mit den Kapazitäten an Räumen, Personal, Qualifizierung, Zeit, Ideen und Material zurecht kommen, die wir in diesem Moment haben. Oft führt dieser Mangel schon dazu, dass eine vollständige Teilhabe per se nicht gegeben ist. Zum Beispiel dann, wenn Mittel für Gebärdensprachdolmetscher fehlen. Dieser Mangel sollte jedoch nie Grund sein, deshalb in dem Fall einen gehörlosen Menschen von vorneherein nicht mit einzuplanen. Vielmehr sollte folgender Zwischenschritt erfolgen: Erstens sollte der Mensch selbst/seine Eltern/Betreuungspersonen darüber informiert werden, dass bei Projekt XY keine Mittel für eine_n Dolmetscher_in vorhanden sind. Deshalb müssen, wenn derjenige trotzdem mitmachen will, Wege gefunden werden, um diesen Mangel (in dem Fall qualifiziertes Personal) zu kompensieren. Aus unserer Erfahrung heraus können wir sagen, dass es fast immer eine Lösung gibt – sie muss aber gemeinsam gesucht werden. Im zweiten Schritt sollte alles dafür getan werden, dass beim nächsten Mal der Mangel beseitigt wird. Dies kann durch Forderungen an Krankenkassen oder Bezirksämter, Spendenaufrufe, Beantragung von Drittmitteln, pro-bono Akquise, eine

kurze Teamsitzung zur kreativen Ideenfindung, den Selbstbau von Hilfsmitteln usw. erfolgen. In jeden Fall sollte ein Ressourcenmangel nie zum Aufgeben anregen, sondern erst recht zum weitermachen, verbessern, Ideen und Lösungen finden.

2. Gelingenskriterien (Auszug)

Die Gelingenskriterien, die wir hier benennen, sind eine Sammlung zumeist weicher Kriterien, die aus unserer Sicht erfüllt sein sollten bzw. deren Erfüllung angestrebt werden sollte, um erfolgreich Inklusion in der Jugendabriet umzusetzen. Sie sind rein empirischer Natur, also ausschließlich aus der gesammelten Erfahrung der letzten knapp 25 Jahre hervorgegangen. Wir behaupten nicht, dass sie vollständig sind, denken aber, dass sie eine wertvolle Anregung sein können, um die eigene Arbeit weiterzuentwickeln. Zusätzlich empfehlen wir die bekannten Indizes für Inklusion.

- a. Haltung:** Dem Gegenüber offen und auf Augenhöhe zu begegnen erfordert eine inklusive Haltung. Weder theoretische Kenntnisse noch der unbedingte Wille, inklusiv handeln zu wollen, reichen dafür aus. Beides kann helfen, aber ebenso auch hindern. Einzig die Begegnung mit immer neuen, unterschiedlichen Menschen und aus diesen Begegnungen entstehende Kommunikation, können zu einer inklusiven Haltung führen. Wenn der Punkt erreicht ist, an dem ein nicht behinderter Mensch einem Menschen mit Behinderung begegnet und beide offen und natürlich über sich und den anderen sprechen können, ist eine inklusive Haltung erreicht. Man könnte dies auch mit einer Entspannungshaltung vergleichen.

Oft entsteht aus der Begegnung mit Menschen, die anders sind als man selbst, eine Irritation. Auch wenn der erste "Schock" überwunden ist, bleibt dennoch oft eine Unbehaglichkeit bestehen, irgendetwas was zwischen den Menschen steht, sichtbar ist, angesprochen werden will, aber nicht darf - oder doch? Wenn dieses "dazwischen" verschwunden ist, wenn internalisiert wurde, dass jeder Mensch anders ist und die oder der andere in all seiner Einzigartigkeit uneingeschränkt anerkannt wird, ist eine inklusive Haltung erreicht. Wir betrachten sie als wichtige Grundlage für die Arbeit im Bereich der inklusiven Pädagogik. Diese Haltung kann nicht einfach ein Bekenntnis sein, sondern muss wachsen, sie ist somit auch nie "fertig" und der Weg dorthin erfordert eine ständige Reflektion des eigenen Handelns und natürlich die Kommunikation mit dem Menschen mir gegenüber.

b. Innovation und Offenheit: In allen Lebensbereichen stoßen wir immer wieder an Grenzen und auf Probleme. Das ist bei der Arbeit mit heterogenen Gruppen nicht anders, oft werden die Herausforderungen dadurch sogar erhöht. Sei das nun der motorisch eingeschränkte und übergewichtige, aber gleichzeitig hochmotivierte Junge, dessen Herzenswunsch es ist, den Klettersteig bis ganz oben zu erklimmen oder ein tolles, vielfach bewährtes Gruppenspiel, welches in der ursprünglichen Form mit gehörlosen Teilnehmern aber nicht durchführbar ist.

Nun gibt es darauf zwei grundlegend verschiedene Reaktionen:

1. Das passt nicht zusammen und geht deswegen nicht.
2. Wir wissen zwar noch nicht wie, aber fast immer geht es dann doch irgendwie.

Der zweite Weg kann in inklusiven Settings der einzig richtige sein. Es gilt, lösungsorientiert und konstruktiv nach neuen Wegen zu suchen, um technischen und sprachlichen Barrieren, zwischenmenschlichen Konflikten, oder was auch immer zu begegnen. Das ausweichende Argumentieren, dass viele Dinge nicht möglich sind, weil die oder der Teilnehmer eine Behinderung hat oder kein deutsch spricht, ist leider oft Alltag. Dabei sollte es doch im grundlegenden Verständnis eines Inklusionspädagogen liegen, Erlebnisse zu ermöglichen, und nicht, diese zu verhindern.

Oft ist diese Suche nach Lösungen mit kreativen Ideen verbunden, dazu gehört auch Mut, Neues zu wagen und die Bereitschaft damit auch mal scheitern zu dürfen. Nicht immer gelingt also alles auf Anhieb, aber es geht darum, gemeinsam mit den Teilnehmer_innen im Laufe der Zeit herauszufinden, was möglich ist, und was nicht. Fast immer bleibt dabei die Erkenntnis, dass viel mehr möglich ist, als die oder der ein oder andere anfänglich dachte.

c. Begegnung: Viele Menschen haben Angst vor „dem Anderen“. Insbesondere dann, wenn sie in ihrer Kindheit selten gefordert waren, sich mit anderem Aussehen, anderer Sprache und anderen Ansichten auseinanderzusetzen. Das andere, neue, wirkt fremd und löst eine vorsichtige, eventuell ablehnende Haltung aus. Unsere Aufgabe als Pädagog_innen ist es, diese Haltung ernst zu nehmen und aufzugreifen. Niemand sollte dafür verurteilt werden, dass zunächst ein vorsichtiges, eventuell auch konfrontatives Verhalten

entsteht. Hier kann angeknüpft werden: Was irritiert dich? Wie wirkst du vielleicht gerade auf den anderen? Sehr oft dauert diese erste Phase der Irritation gar nicht lange an und es entwickelt sich ein Interesse füreinander. Eher distanzierter Art, aber Fragen werden aufgeworfen. Klassisch ist hier die Situation, in der ein Kind/Jugendliche_r eine_n Pädagog_in über eine_n weiter_n Jugendliche_n ausfragt. Hier zeigt sich das Interesse aber auch die Distanz. Die Aufgabe besteht darin, zu vermitteln, Fragen zuzulassen und nicht, „unangenehme Fragen“ zu verbieten. So wird die Angst weiter abgebaut und ein Prozess des gegenseitigen Verständnisses beginnt.

Oft wird im Kontext der Inklusionsfrage eine angstfreie Debatte gefordert. Diese Angstfreiheit entsteht nur durch gemeinsame Begegnungen und Erlebnisse. Nur so ist ein natürlicher Umgang möglich, der zu einer Sensibilisierung führt, wieviel Nähe und Distanz, wieviel Nähe und welche Fragen angebracht und unangebracht sind. Dabei sind alle gefordert, zu dieser Angstfreiheit beizutragen. Ein aufrichtig gemeinter, aber vielleicht etwas unbeholfen formulierter Versuch von Person A, Person B zu unterstützen, kann auf eine manchmal schroffe Ablehnung stoßen, die dazu führt, dass Person A sich beim nächsten Mal lieber zurückzieht. Es ist ebenso verständlich, dass Person B keine Lust hat, jedes Mal neu zu erklären, warum er keine Unterstützung braucht. Beide Menschen werden nur dann in einen Dialog miteinander treten, wenn alle ihr Verhalten hier und da etwas öfter reflektieren. Begegnungen zu ermöglichen, ist das, worauf es letztendlich ankommt. Die beschriebene Irritation muss dafür oft erst überwunden werden. Ohne Begegnungen entsteht aber die notwendige Offenheit für das gegenüber nicht. Oft liest man, in den ostdeutschen Bundesländern sei die Ablehnung gegenüber Fremde besonders hoch, OBWOHL dort nur ein relativ kleiner Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund lebt. Es müsste heißen, die Ablehnung ist deshalb so groß, WEIL dort nur so wenige Menschen leben, die einen Migrationshintergrund haben.

- d. Freiwilligkeit:** in Grundsatz der offenen Kinder- und Jugendarbeit ist Freiwilligkeit. Freiwilligkeit ist das entscheidende Merkmal, in dem sich nonformale (außerschulische) Bildung und formale Bildung unterscheiden. Die Schule oder eventuell Schulform kann gewechselt werden, die Institution Schule aber nicht. Ob Kinder und Jugendliche hingegen Angebote und Projekte der offenen Kinder- und Jugendarbeit wahrnehmen, liegt einzig und allein daran, wie gut sie die entsprechende Institution annehmen und wie hoch die Motivation ist,

wiederzukommen.

Mit Blick auf die inklusive Pädagogik führt dies zu einem spannenden Gedanken: Inwieweit wollen Kinder mit anderen Kindern zusammen ihre Freizeit verbringen, die erst einmal völlig anders als sie selbst erscheinen, sei es aufgrund einer Behinderung, ihrer Herkunft oder was auch immer. In der Regel suchen sich Jugendliche eine Bezugsgruppe, die ähnliche Interessen teilt oder sie sind in unterschiedlichen Gruppen verortet, die sich aber in aller Regel durch ein gemeinsames Interesse auszeichnen (Musikstil, Graffiti etc.).

Diese Motivation widerspricht der Idee von Inklusion, was aber in diesem Kontext niemandem vorzuwerfen ist. Die Lösung ist eine Begegnung von Kindern mit ganz unterschiedlichen Begabungen und Interessen im frühesten Kindesalter. Kinder im Alter zwischen 1-6 begegnen neuem mit großer Neugier, völlig unvoreingenommen und unbedarft. Wenn schon in diesem Alter, z.B. durch inklusive Kindertagesstätten, Begegnungen ermöglicht werden, entsteht die inklusive Haltung. Diesen Kindern fällt es als Jugendliche viel leichter, unabhängig von Merkmalen wie Behinderung, Herkunft oder sexueller Orientierung das Wesen eines Menschen zu erkennen und sich Freunde viel weniger aufgrund äußerer Interessen zu suchen als vielmehr nach Charaktereigenschaften und Persönlichkeitsmerkmalen.

Zurück zum Kontext der Jugendarbeit bedeutet das: wir können im Setting der Freiwilligkeit nichts erzwingen. Aber wir können Begegnungen ermöglichen und Irritationen moderieren. Mit der Zeit kann auch bei Jugendlichen, die erst als Jugendliche mit „dem anderen konfrontiert werden“ eine inklusive Haltung entstehen. Wenn sie sich aber nach den ersten Begegnungen dazu entscheiden, in einer reguläre Kinder- und Jugendeinrichtung zu gehen, müssen wir das so hinnehmen. Inklusive Pädagogik ist mühsam und erfordert einen langen Atem und durch Zwang wird im Kontext der inklusiven Pädagogik meistens wenig erreicht. Eine Möglichkeit, innerhalb dieser Freiwilligkeit, zu "steuern", bieten kooperative Gruppenspiele, in denen den Teilnehmer_innen verschiedene Rollen zugewiesen werden und sie sich den Regeln des Spiels unterwerfen müssen. Dies schafft eine gewisse Egalität, weil die Regeln natürlich für alle Gültigkeit haben.

- e. Ressourcenorientierung:** Unserer Meinung nach sollte es ein Grundsatz eines jeden modernen pädagogischen Ansatzes sein, die Menschen nach ihren Ressourcen und nicht nach ihren Defiziten zu bewerten. Natürlich hat jede_r Stärken und Schwächen und beides ist

gleichermaßen integraler Bestandteil der Persönlichkeit und des Selbstbildes.

Da eins unserer wichtigsten Ziele die Förderung des Selbstwertgefühls und eines stabilen Selbstbildes ist, sind für uns als Pädagog_innen die Stärken, eben die Ressourcen, von großer Wichtigkeit. Das Gegenteil, eine defizitäre Betrachtungsweise führt nicht zu diesem Ziel. Insbesondere Kinder mit Behinderungen werden aber viel zu oft nach ihren Defiziten beurteilt – nach dem, was sie nicht können oder was ihnen „fehlt“.

Deshalb ist es in inklusiven Settings besonders wichtig, ressourcenorientiert zu arbeiten. Jede_r hat Ressourcen und manchmal dauert es etwas, bis dieser Mensch, gemeinsam mit den Pädagog_innen, diese Ressourcen freilegen kann. Das muss nicht immer etwas Aktives sein, als Beispiel sei hier ein Junge genannt, der aufgrund seiner geistigen und körperlichen Behinderung nicht aktiv kommunizieren konnte und nicht selbstständig mobil war. Nach und nach entdeckte die Gruppe aber seinen sehr speziellen Humor – er konnte sich herzlich über bestimmte Themen amüsieren. Das griffen die anderen in der Gruppe immer wieder auf.

Ressourcen sind insbesondere in heterogenen Gruppen sehr unterschiedlich - und eben nicht gleich – verteilt. Deshalb ist es hier besonders wichtig, jeder und jedem einzelnen die Plattform zu geben, um seine Ressourcen den anderen zur Verfügung zu stellen – zu zeigen, was in ihr steckt. Das bedarf oft einiger Steuerung, die insbesondere in Methoden mit kooperativen Elementen gut möglich ist.

- f. Kooperation:** Viele pädagogische Elemente basieren auf einem der Pole "Kooperation" oder "Konkurrenz". Insbesondere viele Spiele und Sportarten sind mehr vom gegeneinander als dem miteinander geprägt.

Ganz besonders in der inklusiven Pädagogik ist es aufgrund der vielfältigen unterschiedlichen individuellen Voraussetzungen der Kinder und Jugendlichen notwendig, mehr auf kooperative Elemente zu setzen als auf konfrontative. Dem Konfrontativen entspringt für viele eine große Motivation - Kräfte zu messen, zu vergleichen, der oder die stärkere sein. Ihm entspringt aber ebenso eine große Frustration, wenn immer dieselben Einzelkämpfer die Nase vorn haben.

Der wesentliche Unterschied bei kooperativen Elementen ist ein ganze Gruppe mit einbezogen wird. Optimalerweise werden dabei die unterschiedlichen Fähigkeiten und Herangehensweisen der Individuen miteinander kombiniert und führen zu einem besseren Ergebnis. Das Gruppenerlebnis ist deutlich stärker, wenn ein gemeinsames Ziel erreicht wird. Ebenso ist es möglich, dass sich die Teilnehmer_innen unterschiedlich stark einbringen, ohne dass deshalb gleich der einzelne "verliert".

Ein Kernelement vieler pädagogischer Settings sind Spiele in der Gruppe. das können große Geländespiele sein, Kennenlernspiele, Koordinationsübungen oder kooperative Spiele, ebenso wie kurze Warm-Ups. Die Sammlungen sind riesig. Oft ist es möglich die Spiele so zu verändern, dass sie inklusiver werden. Vielleicht können neue Rollen hinzugefügt werden oder anderes Material verwendet werden. Vielleicht geht ein Spiel statt "jeder gegen jeden" auch im Modus "3er Gruppen gegeneinander". Oft ist einfach Kreativität und ausprobieren von Seiten der Spielleitung gefragt um hier zum Ziel zu gelangen.

g. Expert_innen: Nach unserer Erfahrung liegt es leider recht häufig im Selbstverständnis von Fachkräften, sie seien die Expert_innen für die Probleme ihrer Klient_innen/Besucher_innen. Das halten wir für grundfalsch. Kinder und Jugendliche, insbesondere dann, wenn sie in ihrem bisherigen Leben immer wieder auf Widerstände gestoßen sind, wissen sehr genau, was notwendig ist, damit Teilhabe gelingt. Manchmal ist es nicht möglich, dies klar zu kommunizieren und zu benennen, was ein Kind gerade möchte oder selbst für sich als gut und zielführend erachtet. Hier ist die Fachkraft gefragt, um das Kind genau dabei zu unterstützen. Im Wesentlichen geht es bei diesem Punkt um eine Haltungsfrage: Gelingt es der Fachkraft, dem Kind oder Jugendlichen auf Augenhöhe zu begegnen und anzuerkennen, dass es selbst die Expertin ist, oder erhebt sich die Fachkraft über das Kind? Inklusion, und insbesondere auch die Findung pragmatischer Lösungsansätze, ist nur möglich, wenn das Kind oder der Jugendliche mit all seinen Erfahrungen als Expert_in seiner/Ihrer selbst anerkannt wird.

h. Motivation: Inklusion macht Spaß. Wenn das Team Inklusionsbestrebungen als Last ansieht, z.B. weil scheinbar unmögliche Dinge verlangt werden, wird Inklusion schnell zur Belastung. Natürlich ist es eine Herausforderung, in einer heterogenen Gruppe, möglicherweise mit knappen Ressourcen, bestmöglich für alle

Teilhabe zu ermöglichen. Aber eben als Herausforderung, um diese Gesellschaft ein Stück weit zu verbessern, sollten wir es sehen – und nicht als notwendiges Übel. Zusätzlich ist es ratsam, Tools zur Organisationsentwicklung zu nutzen, um die Motivation zu fördern oder aufrechtzuerhalten, auch wenn es viele neue Herausforderungen gibt. Spätestens dann wenn sich sichtbare Erfolge einstellen, also in einem Gruppensetting alle Beteiligten profitieren, steigt die Motivation aufgrund der Erkenntnis, dass Inklusion nicht nur eine vage Idee ist, sondern ganz konkret gelingen kann.

- i. Barrierefreiheit:** Barrieren können vieles sein. Stufen oder zu steile Rampen, mangelnde technische Ausstattung am Computer, schlechte Usability, Sprache, Vorurteile, Gesetze und Normen. Die Barrieren im Kopf, also Vorurteile sind das, woran wir im Prozess einer inklusiven Pädagogik ohnehin ständig „feilen“. Gesetze und daraus entstehende Normen sind nur indirekt unserem Aufgabenbereich zugehörig. Deshalb soll es hier um technische und Sprachbarrieren gehen.

Der Abbau technischer Barrieren wären z.B. der Einbau eines Fahrstuhls, die Markierung von Treppenstufen mit Kontraststreifen, die Installation eines Screenreaders oder höhenverstellbare Tische in der Werkstatt. Diese zu beseitigen ist mit Zeit, in den meisten Fällen aber eher mit Kosten verbunden, die teilweise sehr hoch ausfallen. Da die öffentlichen Kassen oft leer sind, gibt es nur die Möglichkeit, die entstehenden Kosten über Spenden oder private Stiftungen zu decken.

Es sollte aber immer im Sinne des pragmatischen Ansatzes hinterfragt werden, inwieweit welche Umbauten gerade notwendig sind. Es besuchen zur Zeit mehrere Kinder im Rollstuhl die Einrichtung und ein Kind mit Sehbehinderung und es sind nur Mittel entweder für eine Rampe oder einen Screenreader mit Braille Tastatur vorhanden? Es sollte die Rampe angeschafft werden und gemeinsam mit dem sehbehinderten Kind nach einer Lösung im Sinne von Innovation gesucht werden. Solange von der öffentlichen Hand die Mittel für alle notwendigen Umbauten nicht zur Verfügung gestellt sind, ist diese Form der Priorisierung leider unumgänglich.

Es sollte immer darauf hingewiesen werden, welche Barrieren in der Einrichtung (noch) bestehen, um allen Beteiligten frustrierende Erlebnisse zu ersparen. Oft sind die verbleibenden Barrieren aber in Absprache mit den Besucher_innen und/oder Eltern trotzdem zu umgehen.

Der zweite wichtige Aspekt, der besonders zu beachten ist, sind sprachliche Barrieren. Alle Kinder desselben Altersspektrums sind in ihrer Entwicklung unterschiedlich weit fortgeschritten, insbesondere in der sprachlichen Entwicklung. Hinzu kommt das breite Altersspektrum vieler Einrichtungen und ein oft hoher Anteil von Kindern und Jugendlichen, die aus Familien stammen, in denen deutsch nicht die Muttersprache ist. Deshalb ist es ohnehin wichtig, diese individuellen Unterschiede in der direkten Ansprache der Kinder, Jugendlichen und Eltern zu beachten, ebenso wie in Publikationen, die diese Zielgruppe betreffen (Aushänge, Elternbriefe usw.).

Hinzu kommt die Übersetzung in Leichte Sprache. Diese folgt einem festgelegten Regelwerk und ist insbesondere für Menschen mit geistiger Behinderung oder Lernbehinderung entwickelt worden. Aber auch für Menschen, die schlecht deutsch sprechen, ist sie von Vorteil. Die Übersetzung kostet wie auch der Abbau der technischen Barrieren Geld und Zeit und von daher sollten auch hier zunächst Prioritäten gesetzt werden. Reichweitenstarke Publikationen wie z.B. Flyer oder bestimmte Webinhalte sollten aber für eine Übersetzung in Betracht gezogen werden.

- j. Geld:** Viel seltener als es oft aus den Behauptungen von Inklusionsgegnern und aus den Medien hervorgeht, scheitert erfolgreiche Inklusion am Geld. Grundsätzlich geht es um die Haltung, die jede_r einzelne entwickelt und die ist unabhängig von der finanziellen Ausstattung ist.

Gleichwohl ist für die Beseitigung der technischen Barrieren, für anfallende Honorare, die Übersetzung in leichte Sprache, den erhöhten Aufwand in der Vorbereitungszeit und zusätzlich notwendiges bzw. abwechslungsreicheres Material Geld notwendig. Bei den technischen Barrieren ist die bereits erwähnte Prioritätensetzung ein Weg, mit knappen Mitteln zu Haushalten. Es können aber auch, teilweise recht einfach, Mittel beantragt werden, um an diesem Punkt schnell weiter zu kommen. **Eine Liste von Förderern findet sich weiter unten.**

Sowohl in der alltäglichen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, als auch bei Highlights wie Reisen und Veranstaltungen, ist grundsätzlich von einem höheren Personalbedarf auszugehen, also bei homogeneren Gruppen. Wir haben bei uns mehrere Möglichkeiten gefunden, damit umzugehen:

1. Die Einbeziehung von ehrenamtlichen Fachkräften. Insbesondere, wenn ein Herzensthema vorliegt ist es einfacher, Ehrenamtliche langfristig zu begeistern. Hier ist das Inklusion, es kann aber auch Antirassismuarbeit, Mädchenarbeit oder etwas anderes sein. Die Ehrenamtlichen sollten fest in der Struktur der Einrichtung mit einbezogen sein und angemessenes Feedback erhalten. Auch Fortbildungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten, sowie grundsätzlich die Möglichkeit, neue Erfahrungen zu sammeln sind eine gute Motivation. Wenn es gelingt, ehrenamtliche Kräfte langfristig an die Einrichtung zu binden, ist dies für alle ein großer Gewinn. Ein spezieller Mehrwert entsteht, wenn die Ehrenamtlichen spezielle Fähigkeiten mitbringen (handwerklich, administrativ usw.).

2. pro bono Unterstützung

Im Unterschied zum Ehrenamt sind pro-bono Leistungen punktuell und i.d.R. von Professionellen durchgeführt. Dies kann eine juristische Beratung, eine kostenlose Operation eines Obdachlosen oder eine Agenturleistung (Grafikdesign, Webdesign) sein. Ein konkreter Bedarf, z.B. die Erstellung eines Flyers wird direkt einer Agentur oder über den Umweg einer Webplattform an potentielle Auftragnehmer mitgeteilt, die diese Leistung dann kostenlos erbringen. Der Vorteil ist, dass nicht erst Geld beantragt werden muss, welches dann wiederum für eine Leistung ausgegeben wird und abgerechnet werden muss, sondern die Leistung direkt vollbracht wird.

3. Die Beantragung von Honorarmitteln über Projektförderungen. Dies ist mit einem gewissen Mehraufwand, insbesondere während der Antragstellung, verbunden. Da bei Projektförderungen aber auch weitere Posten, wie Ausrüstungsequipment, eingekauft werden kann, welches wiederum auch für andere Projekte eingesetzt werden kann, lohnt sich der Aufwand. Grundsätzlich gilt: Guckt nach Stiftung, die fördernd tätig sind und nicht rein operativ. Zudem werden nur in Ausnahmen laufende Projekte gefördert, meist solltet ihr auch also etwas Neues ausdenken. Stellt den Antrag ruhig auch parallel bei mehreren Stiftungen (und macht dies transparent), nur selten sagen alle zu. Auch eine Cofinanzierung durch mehrere Förderer ist manchmal möglich.

4. Im Falle von Kindern mit Behinderung kommen diese oft mit Einzelfallhelfer_innen. Diese können aktiv in die Arbeit mit eingebunden werden. Sofern keine 1:1 Betreuung notwendig ist (die aus pädagogischen Gesichtspunkten zuallermeist auch gar nicht

sinnvoll ist), können die Einzelfallhelfer_innen auch anderen Besucher_innen helfen und kleinere Aufgaben übernehmen.

5. Auf Reisen und bei punktuellen Aktionen und Maßnahmen ist auch eine Kostenübernahme durch die Verhinderungspflege der Pflegekassen möglich. Dafür muss eine Anerkennung der Einrichtung durch die Pflegekasse vorliegen.

6. Eine effiziente Verteilung der Arbeitskraft. Es ist nicht notwendig, Besucher_innen mit Behinderungen nach dem Prinzip 1:1 oder 1:2 Betreuung zu begleiten. Das zementiert nur unnötig den „Sonderstatus“. Viel sinnvoller sind Tandemlösungen, d.h. ein Team aus zwei oder drei gleichbleibenden Mitarbeiter_innen betreut eine gemischte Gruppe von Teilnehmer_innen.

7. Oft vergessen und unterschätzt - oder aber man denkt, man hat eh keine Chance: Förderpreise. Inzwischen gibt es so viele davon, dass jede_r seine Lücke finden kann. Es gibt zwei Vorteile: Erstens: Wenn ihr ein tolles Projekt habt, gibt es von diesem meist ohnehin irgendeine Beschreibung/Antragstext o.ä. Dieser ist eine gute Grundlage für viele Bewerbungen zu einem Preis, insofern hält sich der Aufwand meist in Grenzen. Zweitens ist ein Förderpreis natürlich eine gute Referenz bei weiterer Drittmittelakquise über Stiftungen, private Förderer oder pro bono. Hier die Links zu einigen ganz guten Übersichten:

<https://www.buergergesellschaft.de/mitteilen/nuetzliches/wettbewerbe-foerderpreise/>

<https://startsocial.de/wissen/preise-und-auszeichnungen>

<https://www.socialnet.de/branchenbuch/2494.php>

8. Klassisches (Online)fundraising, also die Einwerbung von Spenden bei Veranstaltungen oder eben über Onlineplattformen oder die Einbindung eines Spendenformulars auf eurer Webseite. Wir haben mit betterplace gute Erfahrungen gemacht. Eine gute Vernetzung in den sozialen Netzwerken ist von Vorteil.

Für die Betreuung heterogener Gruppen mit dem Anspruch eine inklusive Pädagogik umzusetzen, muss das didaktische Material vielfältiger sein, als in einer gewöhnlichen Kinder- und Jugendeinrichtung. Auch Sicherheit spielt eine Rolle, ebenso wie die bereits angesprochenen, kreativen Lösungen, die mit erhöhtem Materialaufwand einhergehen. Aus dem normalen Budget einer kommunal finanzierten Kinder- und Jugendeinrichtung ist dies kaum zu

bewerkstelligen. Wir bedienen uns, wie auch beim Personal, der Möglichkeit, über private Zuwendungen und Stiftungsgelder diesen Mehraufwand so gut es geht zu decken. Nun ist die Frage erlaubt, wer all diese Anträge bearbeitet. Hier schließt sich der Kreis zu den Ehrenamtlichen. Wenn es möglich ist, diese Aufgabe ehrenamtlich oder pro bono erledigen zu lassen, generieren sich die Gelder für den Mehraufwand fast „aus dem nichts“.

| Förderer | Art | Anmerkung |
|--|-------------------|--|
| Aktion Mensch antrag.aktion-mensch.de | Stiftung/Lotterie | Von 5000€ für Mikroprojekte (ohne Eigenmittel) bis 250000€ für dreijährige Projekte mit modellhaftem Charakter geht bei der Aktion Mensch so ziemlich alles. Die Beratung ist absolut kooperativ und sowohl Beantragung als auch Abrechnung aufgrund eines übersichtlichen Onlinesystems sehr benutzerfreundlich. Der Fokus liegt auf Inklusion, aber auch „klassischer“ Jugendarbeit (anderer Förderbereich, selbes System). |
| PS Sparen Kontakt direkt über die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft (erfragen, wechselnde Ansprechpartner_innen) | Stiftung/Lotterie | Die Lotterie der Sparkassen schüttet zweimal jährlich bis zu 10000€ pro Antragsteller aus. Der Antrag erfolgt formlos beim Jugendsenat, auch die Vergabe findet über eine dort tagende Jury statt. Antragsfristen sind immer Ende Januar und Ende August. Es werden auch laufende Projekte oder Renoviervorhaben gefördert, nicht jedoch Honorarkosten oder Personalkosten. Beantragung und Abrechnung sind unkompliziert. Da oft nicht der komplette Betrag gefördert wird, sollte dies bei der Erstellung des Kostenplans berücksichtigt werden. |
| Heidehof | Stiftung | Hier ist es möglich fortlaufend Anträge zu Projekten, die sich der Inklusion verschrieben haben, zu stellen. Es werden 10000 Euro gefördert, das Antragsformular gibt es online. |
| Lotto | Stiftung/Lotterie | Hier lohnt es sich, insbesondere bei größeren Vorhaben (Neubau, Umbau, Fahrzeug) anzufragen. Das ganze Verfahren ist etwas aufwändiger als z.B. bei der Aktion Mensch und aus unserer Erfahrung auch langwieriger. |

| | | |
|------------------------------------|--------------------------------|---|
| Jugend und Familienstiftung Berlin | Öffentlich rechtliche Stiftung | Für kleinere und, soweit ich weiß, auch größere Projekte lohnt sich hier eine Antragstellung. Insbesondere das Verfahren für den Verwendungsnachweis ist jedoch recht aufwändig. |
| Förderprogramme | - | Oft gibt es bei Stiftungen, Firmen oder dem Bund zeitlich befristete Förderprogramme, wie z.B. zuletzt Kultur macht stark. Hier macht es Sinn sich regelmäßig zu informieren. Eine gute Quelle ist diese Seite: http://www.fundraiser-magazin.de/ |
| Förderpreise | - | s.o. |
| Weitere Stiftungen | - | Eine gute Übersicht als Buch: http://foerder-lotse.de/praxisloesungen/foerdermittelfuehrer/ Und online |
| Youvo.org | Pro bono | vermittelt zwischen (zumeist jungen) Kreativen, aus den Bereichen Grafikdesign, Webdesign, Kommunikation, Werbung und Marketing und sozialen Einrichtungen. Ihr könnt einen Bedarf einstellen, also z.B. die Erstellung eines Flyers. Darauf "bewerben" sich dann ein oder mehrere Menschen, von denen ihr einem den Zuschlag erteilt. Anschließend solltet ihr ein möglichst vielsagendes Briefing erstellen und dann gehts los. Wir haben darüber inzwischen zwei Logos, ein Animationsfilm, einen Namen, eine Optimierung unserer Werbeanzeigen und einen Selbstdarstellungstext bekommen - mit allem sind wir sehr zufrieden! Ihr müsst einen Zugang erstellen und den Bedarf feinstellen - das wars! |
| Stifter-helfen.de | Pro bono | Wenn ihr euch über teure Lizenzen ärgert, weil das Geld bei den Kindern und Jugendlichen besser angelegt wäre, ist das eure Plattform. nach Anmeldung und gegen eine geringe Verwaltungsgebühr bekommt ihr zu vielen gängigen Officeanwendungen, Buchhaltungssoftware usw. kostenlose Lizenzen. Auch Webinare, z.B. zu |

| | | |
|--------------|----------|---|
| | | Onlinefundraising, werden auch einer Anmeldung kostenlos angeboten. |
| Innatura.org | Pro bono | Hier gibts (auch gegen eine Verwaltungsgebühr) alle möglichen Verbrauchsmaterialien (Sanitär, Putzmittel, Kleidung, Spielzeug usw.) für 1/10-1/5 des Ladenpreises. Voraussetzung ist eine Anmeldung und ein Gemeinnützigkeitsnachweis. Spart viel Geld! |

NOR
MAL
IN LINDEN

Inklusion und Ehrenamt

Wie Ideen entstehen und umgesetzt
werden können

Lebenshilfe
Hannover



Kendrick Macasero, Begegnungszentrum Normal in Linden,
Lebenshilfe Hannover

Mein Inhalt...

- 1) Zu meiner Person
- 2) Lebenshilfe Hannover
- 3) Begegnungszentrum Normal in Linden (NiL)
- 4) Unsere Erfahrungen in der Arbeit mit Ehrenamtlichen
- 5) Perspektivwechsel – Jugendarbeit
- 6) Umsetzungsaufgaben an die Behindertenhilfe
- 7) Koordinierungsstelle inklusive Kinder- und Jugendarbeit

Kenny Macasero

- Leiter des Begegnungszentrum Normal in Linden
- Seit 2013 bei der Lebenshilfe Hannover
- Sozialpädagoge/ Musiker
- Ehrenamtliches Engagement im BDKJ Hannover e.V.



Lebenshilfe Hannover

- Träger in der Behindertenhilfe seit 1959
- Partner für viele Menschen mit und ohne Behinderung
- Teilhabe verwirklichen und Zusammenleben in der Gesellschaft mitgestalten

NOR MAL IN LINDEN



©Fokus Pokus



Ziele des Projekts:

Inklusion im Sozialraum Linden erlebbar
& erfahrbar machen.

Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung ermöglichen

Möglichkeit zum selbstständigen Handeln im Ehrenamt

Ressourcen/ Talente entdecken und nutzen

Barrieren überwinden.

Wer ist das NiL?

Fünf hauptamtliche Mitarbeiter

Und ein Team von circa

50 Ehrenamtlichen

Wie verfolgen wir diese Ziele?

- Teilhabe
- Selbstbestimmung
- Partizipation
- Empowerment
- Innovation
- Kreativität
- gemeinsamen Nenner finden
- Sozialraumorientierung



Wie verfolgen wir diese Ziele?

U.a. :

- Straßenfeste
- Atelier Charlotte
- Live Musik Konzerte
- Stammtische
- gemeinsames Kochen
- Ehrenamtscafé
- NiL Disco
- 10 Minuten Lebenshilfe
- Festivals (Fährmannsfest)



Wie akquirieren wir Ehrenamtliche mit und ohne Behinderung?

- Wohnstätten der Lebenshilfe Hannover
- Andere Angebote der Lebenshilfe Hannover
- Mobile Unterstützende Dienste
- Studentische Szene
- Freiwilligenbörsen
- Angebote
- Öffentlichkeitsarbeit





Kola oder Kaffee
Studentisches Engagement gesucht

Lebenshilfe
Hannover

NOR
MAL
Hannover



Malbuch oder mal sehen
Studentisches Engagement gesucht

Lebenshilfe
Hannover

NOR
MAL
Hannover



Konzert oder Hüpfburg
Studentisches Engagement gesucht

Lebenshilfe
Hannover

NOR
MAL
Hannover

Wie können Ideen entstehen? Wie können wir unterstützen?

- Einstellung und Haltung – „Willkommenskultur“
- Überprüfung aller Methoden auf Barrieren
- „Niederlagen“ zulassen
- sich seiner Grenzen bewusst werden
- Beziehung „auf Augenhöhe“



**Mehrwert für alle durch das
aktive Fragen und mitgestalten**

Impressionen:

Perspektivwechsel

Von der „Behindertenhilfe“ zur Jugendarbeit

Jugendarbeit §11, SGB VIII

1) Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen **an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von ihnen mitbestimmt und mitgestaltet** werden, sie zur **Selbstbestimmung** befähigen und zu gesellschaftlicher **Mitverantwortung** und zu sozialem **Engagement** anregen und hinführen

Jugendarbeit und Inklusion

- bislang viele Debatten im Bildungswesen
- wenig praktische Erfahrungen
- „dünne“ Forschungslandschaft
- Kinder und Jugendliche mit Behinderung in der Jugendarbeit häufig unterrepräsentiert
- Häufig einmalige oder sporadische Aktionen

Vgl. Thomas Meyer & Christina Kieslinger, 2014,
<http://www.inklumat.de>

Jugendarbeit bei uns - JA! Nur wie?

Ein Beispiel:

Umsetzungsaufgabe an die „Behindertenhilfe“

- Offenheit der Expert-innen/-en der Jugendarbeit nutzen
- Expertise der Arbeit mit Menschen mit Behinderung einbringen
- Beratung und Unterstützung anbieten -> Kooperation!

Koordinierungsstelle inklusive Kinder- und Jugendarbeit



- Blick über das System „Behindertenhilfe“ hinaus
- Brücken bauen zwischen „Behindertenhilfe“ und Kinder- und Jugendarbeit
- Teilhabe- und Bildungschancen von Menschen mit Behinderung in Angeboten der KJA fördern
- Beratung für Angehörige
- Qualifizierung der Strukturen der KJA für den Umgang mit jungen Menschen mit Behinderung
- Erfahrungs- und Begegnungsräume für junge Menschen mit und ohne Behinderung einrichten
- Förderung von Aktion Mensch
- Projektleitung: Anna Gosciejewicz



FRAGEN

Kontakt

www.lebenshilfe-hannover.de
nil@lebenshilfe-hannover.de

T.: 0511 89 70 79 89

M.: 0176 10 0118 32

Normal in Linden

Charlottenstraße 1 • 30449 Hannover

Leichte Sprache ein wichtiger Schritt für Inklusion



Was bedeutet Inklusion?

- Überall dabei sein können
- Überall mitmachen können
- Niemand darf ausgeschlossen werden



Rechte von Menschen mit Behinderung

Seit dem Jahr 2009 gilt in Deutschland ein wichtiger Vertrag.

Der Vertrag heißt in schwererer Sprache:
UN-Behinderten-Rechts-Konvention.



Inklusion ist ein Menschen-Recht.

Alle Menschen mit Behinderung
haben das Recht auf **barriere-freie**
Informationen.



Wer braucht Leichte Sprache?

In Deutschland leben ca. 450.000 Menschen
mit Lernschwierigkeiten

7,5 Millionen Menschen

mit einem funktionalen Analphabetismus

(Studie d. Uni Hamburg)



15 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund,
von denen ca. 20-25% die deutsche Sprache
nur wenig oder gar nicht sprechen

(Statistisches Bundesamt, Wiesbaden)



20 Millionen ältere Menschen, von denen
jeder 12te älter als 85 Jahre ist und nur über
eine einfache Schulbildung verfügt

(Statistisches Bundesamt, Wiesbaden)



Zielgruppen sind zum Beispiel:

- Menschen mit Lern-Schwierigkeiten,
- Menschen mit Hör-Behinderung,
- Menschen, die nicht so gut lesen können,
- Menschen, die Texte nicht so gut verstehen können,
- ältere Menschen
- oder Menschen aus anderen Ländern.



Leichte Sprache ist ein Sprach-Konzept.

Das bedeutet:

Für die Leichte Sprache gibt es bestimmte Regeln.

Die Regeln haben sich Menschen mit und ohne Lern-Schwierigkeiten zusammen überlegt.

Und haben sie auf-geschrieben.

Die Regeln für Leichte Sprache können Sie hier nach-lesen:

<http://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/a752-leichte-sprache-ratgeber.html>



Leichte Sprache ist ein neues Gestaltungs-Konzept!

Das bedeutet:

Texte in Leichter Sprache müssen anders aussehen,
wie Texte in schwerer Sprache!

Dafür gibt es auch Regeln.

Zum Beispiel:

- Machen Sie viele Absätze im Text.
- Finden Sie neue Überschriften.
- Kennzeichnen Sie schwere Worte.
- Benutzen Sie Bilder oder Fotos.

| Leichte Sprache | |
|---|--|
|  | Leichte Sprache hilft vielen Menschen. |
|  | Leichte Sprache bedeutet zum Beispiel: • einfache Worte • kurze Sätze • Bilder erklären den Text. |
|  | Es muss mehr in Leichter Sprache geben. |

Leichte Sprache ist ein Denk-Prozess!

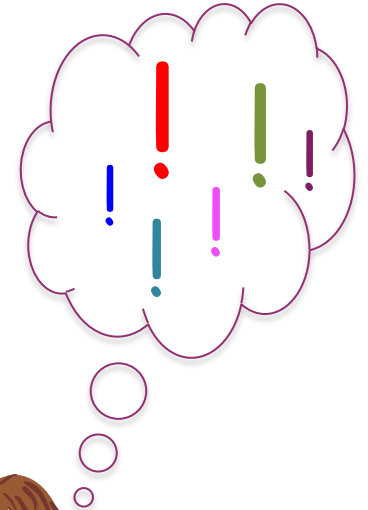
Das bedeutet:

Die Menschen müssen lernen anders zu denken.

Damit sie gute Texte in Leichter Sprache schreiben und gestalten können.

Deshalb ist es wichtig mit Prüfern und Prüferinnen zusammen zu arbeiten.

Und andere Formate zuzulassen.



Die Menschen müssen verstehen lernen:

- Dass manche Menschen Texte in schwerer Sprache nicht verstehen können.
- Dass sie die schwere Sprache nicht lernen können.
- Dass ältere Menschen oft andere Informationen brauchen, als jüngere Menschen.
- Dass manche Menschen den Mut verlieren lesen zu lernen. Weil sie Texte in schwerer Sprache lesen sollen.
- Dass Leichte Sprache nicht schön sein muss.

Regeln für Leichte Sprache

Wortwahl und Satzbau

- Kurze Sätze
- Pro Satz nur 1 Aussage
- Sätze wenn möglich ohne Nebensätze
(ohne Komma)
- Einfache Wörter und bekannte Wörter benutzen
- Keine Fremd-Wörter benutzen
Wenn Fremd-Wörter sein müssen, dann erklären
- Lange Wörter trennen - z.B. Bundes-Teilhabe-Gesetz
- Aktive Sätze schreiben



Texte

- Sie dürfen einen Text beim „Übersetzen“ in Leichte Sprache verändern
- Dinge erklären, damit sie besser verstanden werden
- Beispiele schreiben
- Reihenfolge ändern
- Aussehen verändern
- Teile vom Text weglassen

Zahlen und Zeichen

- Arabischen Zahlen benutzen – zum Beispiel: 9
- Zahlen im Text als Ziffern schreiben – 5 Bäume
- Keine Sonder- Zeichen benutzen

Wenn, dann bitte erklären –

Zum Beispiel:

§ - Das ist das Zeichen für Paragraf.

Ein Paragraf ist ein Teil von einem Gesetz

Gestaltung und Bilder

- Einfache Schrift benutzen
ohne Schnörkel und Serifen
- Mindestens Schriftgröße 14
- Zeilenabstand 1,5
- jeder Satz in eine neue Zeile
- Am Ende der Zeile keine Worttrennung
- Bei Zeilen- und Absatzumbrüchen auf Sinnerhalt des Satzes/Absatzes achten
- Möglichst viele Absätze und Überschriften machen

Gestaltung und Bilder

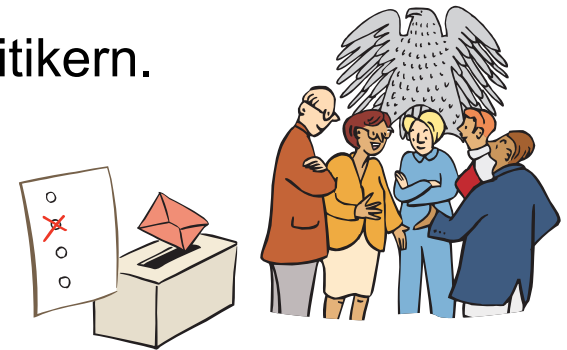
- Textunterstützende Bilder benutzen
- Bilder müssen zum Sinn des Textes passen
Denn sie helfen vielen Menschen einen Text
besser zu verstehen
- Bilder sollten nur bedingt als Gestaltungs-Element
eingesetzt werden

Gestaltung und Bilder

Der Bundes-Tag ist eine Gruppe von Politikern.

Sie werden von den Menschen
in Deutschland gewählt.

Diese Politiker heißen: Abgeordnete.



Eltern haben sich getrennt.

Jetzt wohnt das Kind bei der Mutter.

Die Mutter kümmert sich alleine
um das Kind.

Dann ist die Mutter: Allein-Erziehend.



Gestaltung und Bilder

Bilder für Leichte Sprache gibt es zum Beispiel:

- Lebenshilfe Bremen

<http://www.lebenshilfe-bremen.de/bilder-fuer-die-leichte-sprache.html>

- Reinhild Kassing, Kassel

www.reinhild.kassing.de

Büro für Leichte Sprache

leicht ist klar

Universitätsplatz 12

34119 Kassel

Tel.: 05 61 50 92 59 3

Mail: info@leicht-ist-klar.de

Mail: andrea.tischner@leicht-ist-klar.de

Internet: www.leicht-ist-klar.de

